Wo Computer helfen und wo nicht

von JÜRGEN WENDLER

Ob bei einer Fahrt mit dem Bus oder beim Spaziergehen: Die Wahrscheinlichkeit, Menschen zu begegnen, die mit gesenktem Kopf auf ein Smartphone schauen, ist inzwischen sehr hoch. Die Computertechnik hat mittlerweile fast alle Lebensbereiche durchdrungen. Nicht nur in der Arbeitswelt, sondern auch in Familien prägen Smartphones, Tablets und andere Computer den Alltag, selbst den von kleinen Kindern. An der Frage, ob dies ein Segen oder Fluch ist, scheiden sich die Geister. Viele Eltern und Pädagogen zeigen sich verunsichert. Vor diesem Hintergrund haben der Zentral-Eltern-Beirat Bremen, die Bremer Landesgruppe des Grundschulverbandes und Vertreter des Arbeitsgebiets Elementar- und Grundschulpädagogik an der Universität Bremen Professor Thomas Irion von der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd eingeladen, um über die Medienbildung in Kindertagesstätten und Grundschulen zu sprechen. Der öffentliche Vortrag am Donnerstag, 12. Mai, im Bremer Haus der Wissenschaft, Sandstr. 4/5, beginnt um 19 Uhr. Der Eintritt ist frei.

Kindergartenkinder nutzen Internet

Elektronische Medien spielen für Kinder schon lange eine große Rolle. Waren es früher Kindersendungen im Fernsehen oder Märchenkassetten, die die Aufmerksamkeit fesselten, so sind es heute mehr und mehr die Möglichkeiten, die die Computertechnologie bietet. Wie Forscher herausgefunden haben, gewinnen Computer und Internet selbst im Alltag der Kinder, die jünger sind als sechs Jahre, zunehmend an Bedeutung. Von den Kindern in Krippen und Kindergärten verfügen hierzulande bereits 15 Prozent über erste Computererfahrungen. Sieben Prozent der Jungen und Mädchen dieses Alters nutzen das Internet. Nach den Erkenntnissen von Wissenschaftlern interessieren sich

die Kinder für Fotos, Videos und Spiele. Den höchsten Stellenwert hat Studien zufolge zurzeit noch das Fernsehen. Die meisten Kinder im Alter zwischen sechs und 13 Jahren nennen den Fernseher als das Gerät, auf dessen Nutzung sie am wenigsten verzichten zu können meinen. Während die Bedeutung des Fernsehens allerdings mit zunehmendem Alter abnimmt, wächst die von Computern und Internet. Gegen Ende der Grundschulzeit verwenden nach Darstellung von Experten mehr als 90 Prozent der Kinder Computer. Sechs- bis 13-Jährige interessieren sich zwar nach wie vor am meisten für Freunde und Freundschaft, doch an zweiter Stelle folgt bereits das Interesse an Computern und Internet.

Kritiker betonen Gefahren

Dass viele Erwachsene diese Entwicklung mit Sorge betrachten, zeigt nicht zuletzt der Erfolg von Büchern wie „Vorsicht Bildschirm!“ und „Digitale Demenz“, die der Hirnforscher Professor Manfred Spitzer in den vergangenen Jahren veröffentlicht hat. Spitzer ist ärztlicher Direktor der Psychiatrischen Universitätsklinik in Ulm und vertritt die Auffassung, dass die Nutzung elektronischer Medien zu einer oberflächlichen Verarbeitung von Informationen verleite und sich negativ auf die Gehirnentwicklung auswirke. Die Förderung der Oberflächlichkeit ist allerdings bei Weitem nicht die einzige Gefahr, die Kritiker einer intensiven Nutzung solcher Medien sehen. So verweisen sie unter anderem darauf, dass Kinder schwer zu verarbeitenden Gewaltdarstellungen begegnen oder ein Suchtverhalten entwickeln könnten.

Wie Anika Wittkowski von der Universität Bremen erläutert, steht hinter der Früh- und Grundschulpädagogik das allgemeine Ziel, Kindern zu helfen, sich zu selbstbestimmten, mündigen, demokratischen Bürgern zu entwickeln. Wichtig sei aus Sicht von Wissenschaftlern, bei Anregungen zum Lernen einen Bezug zur Lebenswelt der Kinder herzustellen. Dies erkläre zugleich die Bedeutung, die der Medienkompetenz beigemessen werde. Hinter diesem Begriff steckt die Erkenntnis, dass es nicht ausreicht, über die technischen Fertigkeiten zur Nutzung von Medien

zu verfügen. Zur Medienkompetenz gehört auch, zu den dargebotenen Inhalten eine kritische Distanz wahren und zwischen Wirklichkeit und Fiktion unterscheiden zu können. Die Kultusministerkonferenz hat die Medienkompetenz schon vor Jahren als Kulturtechnik bezeichnet und damit auf eine Ebene mit Techniken wie Lesen und Schreiben gestellt. Thomas Irion ist nicht nur als Hochschullehrer tätig, sondern zudem Fachreferent des Grundschulverbandes für digitale Medien. Medienkompetenz bedeutet nach seinen Angaben auch, bewusst verzichten, das heißt das Mobiltelefon zur Seite legen und den Computer ausschalten zu können. Eltern müssten ihre Kinder dabei unterstützen. Gefordert seien in diesem Zusammenhang auch die Grundschulen; sie müssten den Eltern Orientierung geben.

Irion gehört zu den Verfassern eines Textes, in dem der Grundschulverband seine Haltung zur Medienbildung zusammengefasst hat. Darin wird betont, dass Kinder sich die Welt mit und durch Medien erschließen. Seitdem das Fernsehen in den 1950er-Jahren zu einem Massenmedium geworden sei, habe sich die Mediennutzung wiederholt stark verändert, zuletzt dadurch, dass das Internet allgegenwärtig sei. Grundschulen stünden vor der Aufgabe, Risiken entgegenzuwirken, aber auch die Chancen dieser Entwicklung aufzugreifen.

Zusätzliche Entfaltungsmöglichkeiten

Kinder im Grundschulalter nutzen digitale Medien den Expertenangaben zufolge nicht nur zum Spielen und zur Unterhaltung, sondern auch zum Lernen. Die Medien böten Möglichkeiten zur Entwicklung und Pflege vielfältiger Interessen und zur Erweiterung des eigenen Horizonts. Sie eröffneten Entfaltungsmöglichkeiten und trügen zur Entwicklung der Persönlichkeit und zur Bildung einer Identität bei. Vor diesem Hintergrund macht sich der Grundschulverband für eine stärkere Berücksichtigung der Medienbildung im Unterricht stark. In der Förderung technischer Fertigkeiten, wie sie für die Bedienung von Geräten erforderlich sind, sieht er dabei eine Grundlage. Vor allem aber gelte es, bei der Entwicklung von Fähigkeiten zu helfen, die

es Kindern ermöglichen, kritisch und produktiv mit Medien umzugehen. Weil sie leicht zu transportieren und bedienen seien, eigneten sich mobile Geräte wie Tablets und Handys besonders gut für den Einsatz im Unterricht.

Lernen mit Filmen

Auf die Chancen, die das Internet bei der Beschaffung von Informationen bietet, hat in der Vergangenheit neben anderen auch Professor Karsten D. Wolf vom Zentrum für Medien-, Kommunikations- und Informationsforschung der Universität Bremen hingewiesen. Er machte aber zugleich deutlich, dass der richtige Umgang mit solchen Möglichkeiten eine große Herausforderung darstelle. Zur Veranschaulichung nannte er dieses Beispiel: „Wenn ein Jugendlicher nicht weiß, wer Angela Merkel ist, kann er im Internet nachschauen. Dort erfährt er, dass sie Bundeskanzlerin ist. Weiß er aber nicht, was eine Bundeskanzlerin ist, hat er ein Problem.“ Die richtige Nutzung von Informationen setze ein allgemeines Wissen über die Welt und Zusammenhänge voraus.

Laut Grundschulverband erweitern Geräte wie Tablets die Arbeitsmöglichkeiten im Unterricht zum Beispiel dadurch, dass Foto-, Film- oder Tonaufnahmen genutzt werden können, etwa für kreative Gestaltungsaufgaben. Positiv sei auch, dass Fehler sofort gemeldet und korrigiert werden könnten. In der Möglichkeit, mithilfe von Bildern und Filmen zu lernen, sehen die Experten eine Ergänzung zum Lernen in der Natur.

Warum Letzteres trotz oder gerade wegen der gewachsenen Bedeutung elektronischer Medien nicht vernachlässigt werden sollte, hat in den vergangenen Jahren unter anderem eine Umfrage im Auftrag der Deutschen Wildtier Stiftung gezeigt. Dabei hatten 22 Prozent der 1003 befragten Eltern angegeben, dass ihre Kinder nie oder fast nie ein frei lebendes Tier zu Gesicht bekämen. Von den Befragten, die älter als 50 Jahre waren, erklärten immerhin noch 58 Prozent, dass ihre Kinder schon ohne Hilfe auf Bäume geklettert seien. Bei den jüngeren Eltern im Alter von unter 29 Jahren waren es nur 33 Prozent. Nach Darstellung der Deutschen Wildtier Stiftung

hat das Wissen über heimische Wildtiere und Pflanzen stark abgenommen. Dies, so hieß es, sei eine Folge des fehlenden Kontakts zur Natur.

Der Neurobiologe Professor Gerald Hüther gehört zu den deutschen Wissenschaftlern, die immer wieder auf die Risiken eines passiven Medienkonsums und einer Reizüberflutung hingewiesen haben. Dies behindere die Herausbildung komplexer Verschaltungen im kindlichen Gehirn. Warum das Lernen mit digitalen Medien an Grenzen stößt, veranschaulichte er unter anderem mit diesem Satz: „Niemand käme auf die Idee, kleine Kätzchen auf das Mäusefangen vorzubereiten, indem durch Lernprogramme zunächst das Stillsitzen und Beobachten, später das Zupacken und Festhalten und schließlich das Fressen einer Maus geübt wird.“

Mehr Selbstvertrauen

Nach den Worten Hüthers, der unter anderem an der Universität Göttingen geforscht hat, ist das Gehirn so gebaut, dass es bestmöglich auf das Lösen von Problemen vorbereitet ist und nicht etwa aufs Auswendiglernen. Kinder müssten fast alles, worauf es im späteren Leben ankomme, durch eigene Erfahrungen lernen. Diese Erfahrungen machten sie am besten dann, wenn sie Aufgaben bewältigen müssten, die sie selbst als Problem wahrnahmen und die ihnen nicht von anderen vorgegeben würden. In der Begegnung mit der Natur erfahren Kinder, dass es unendlich viel zu entdecken, zu gestalten und auch zu bewahren gebe. Wenn Kinder sich bewegten, gemeinsam spielten oder bauten, so schreibt Hüther, verbessere das nicht nur ihre Körperbeherrschung und ihre Fähigkeit, auf andere zu achten, sondern stärke auch ihr Selbstvertrauen.